



Schwarz-weiß-Welt

Das Leben der Ultraorthodoxen in Israel ist abgeschottet, bei ihnen geht es mittelalterlich zu. Hier wechseln Männer die Straßenseite, wenn eine Frau kommt. Und wer am Sabbat Auto fährt, wird bespuckt. Vier junge Aussteiger erzählen, mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen haben. *Von Theresa Breuer*

Es waren nur fünf Worte, die sie äußerte, doch für Mushky waren sie ein Befreiungsschlag. Fünf Worte nur, die für ihre Eltern eine Welt zusammenbrechen ließen. „Ich glaube nicht an Gott“, hat sie gesagt. Es war einfach aus ihr herausgeplatzt. Und sie wusste: Nun gibt es kein Zurück mehr.

Drei Jahre ist es her, dass Mushky ihre Familie verlassen und die Welt des ultraorthodoxen Judentums hinter sich gelassen hat. Und noch immer hat sich die inzwischen 23-Jährige nicht ganz an die moderne Welt gewöhnt. Das wird ihr immer wieder bewusst, etwa, wenn ihre Freunde über Filme und Bücher reden, von denen sie noch nie gehört hat. Vor ein paar Wochen ging es in einer Kneipe um Alice im Wunderland. Mushky war die einzige, die das Buch nicht kannte. „Immerhin habe ich inzwischen den Film Titanic gesehen“, sagt sie und lächelt. Doch sie muss noch viel nachholen.

In Mushkys Welt gab es kein Fernsehen, keine modernen Bücher und keine Handys.

In der Welt, aus der sie stammt, gibt es keine Handys, keine modernen Bücher, kein Fernsehen. Die Ultraorthodoxen in Israel wohnen meistens in eigenen Gemeinden und lernen in eigenen Schulen, verkehren kaum mit dem Rest der israelischen Bevölkerung. Sie selbst nennen sich Haredi – was man mit Fromme oder Gottesfürchtige übersetzen kann.

Wer eine Ahnung davon bekommen will, wie sie leben, sollte durch Mea Shearim spazieren, ein Viertel in Jerusalem. Dort taucht man ein in eine Welt, in der Zeitungen noch an die Wände geschlagen werden. Wo Männer die Straßenseite wechseln, wenn sich eine Frau nähert. Wo Plakate auf Hebräisch den Staat Israel verteufeln – weil er erst existieren darf, wenn der Messias auf die Erde zurückkehrt. Wer sich hier nicht züchtig kleidet, wer es wagt, am Sabbat hier mit dem Auto durchzufahren, wird bespuckt oder mit Eiern beworfen.

Nicht nur die Radikalität der Frommen stellt eine Herausforderung für den Staat dar, auch deren Armut: Ungefähr die Hälfte der ultraorthodoxen Erwachsenen arbeitet nicht, viele Männer haben ihr Leben dem Studium der Thora gewidmet. Von den

rund 700.000 Ultraorthodoxen in Israel – rund neun Prozent der Gesamtbevölkerung – leben knapp 60 Prozent unterhalb der Armutschwelle. Und die Zahl der Strenggläubigen wächst. Wissenschaftler schätzen, dass inzwischen 30 Prozent aller Neugeborenen in Israel den Haredi zuzuordnen sind.

Doch es gibt auch immer wieder Leute, die ausbrechen. Die israelische Organisation Hillel unterstützt diejenigen, die heraus wollen aus dem religiösen Korsett, das um sie geschnürt wurde. Rund 2000 Jungen und Mädchen haben sich in den letzten 20 Jahren an Hillel gewandt. Die Organisation besorgt den Aussteigern eine Wohnung für den Übergang und klärt sie darüber auf, was sie in der modernen Welt erwartet. „Pass auf“, sagen die Mitarbeiter zu den jungen Leuten, „du musst jetzt lernen, für dich selbst zu sorgen“. Einen Job finden, selbst über ihr Leben bestimmen – die Mitarbeiter von Hillel machen den Aussteigern nicht vor, dass es einfach werden wird. Sie versuchen jedoch, die jungen Leute aufzufangen, die oft von ihren Familien verstoßen werden. Indem sie etwa den Austausch mit anderen Aussteigern anregen.

Für den Ausstieg bleibt meist nur wenig Zeit, denn sobald die Ultraorthodoxen aus der Pubertät heraus sind, stehen schon Heirat und Kinder auf dem Plan. Sarah, 31, hat ihre Gemeinde vor zehn Jahren verlassen, weil sie ein von strengen Regeln umstelltes Leben nicht mehr ertragen hat. „Viele Leute haben meiner Mutter gesagt, dass sie mich so schnell wie möglich verheiraten soll“, erzählt Sarah. Die Gemeinde hat ihr angedeutet, dass sie rebellisch war. „Heiraten ist die Lösung für alles. Wenn jemand selbstständig zu denken anfängt, muss er nur schnell verheiratet werden. Dann hat er bald genug mit seinen hundert Kindern zu tun.“ Acht Kinder pro Familie sind hier die Regel, nicht die Ausnahme.

Sarah hat schon mit 14 Jahren Zweifel am orthodoxen Leben gehabt, doch anfangs haben die dazu geführt, dass sie noch religiöser wurde. Sie wollte sich selbst mit aller Macht vom Lebensstil der Strenggläubigen überzeugen. Das fing mit dem Wechsel auf eine strengere Schule an – und hörte bei den Socken wieder auf: „Wir sind immer in schwarz und weiß gekleidet, und unsere Socken müssen dunkel sein. Fast manisch habe ich darauf geachtet, immer die schwärzesten Socken von allen zu tragen.“ Offene Haare, Make-Up, das alles war für Sarah tabu. Jetzt hat sie schwarz lackier-



AUSGEBROCHEN
Miri (links) hat den Sprung in die Moderne geschafft. Eine ihrer Tätowierungen (rechts) zeigt ein Mädchen, das aus einem Riss lugt – ein Sinnbild für ihre Situation.



EINGEZÄUNT
Ultraorthodoxe Israelis bleiben am liebsten unter ihresgleichen. (fotos: trb (3), afp)

te Fingernägel, lange, dunkelblonde Locken, sie trägt Minirock und roten Lippenstift.

Sarah ist eine Frau, nach der sich heute Männer auf der Straße umdrehen. Sie ist stolz auf ihre Sexualität. Auch deshalb, weil sie lange unterdrückt wurde. Sexuaufklärung gibt es bei den Ultraorthodoxen nicht. „Ich war die erste in der Klasse, die Brüste hatte. Ich habe mich unglaublich dafür geschämt und wollte so züchtig sein wie die anderen Mädchen. Es hat Jahre gedauert, bis ich meinen Körper akzeptiert habe“, sagt sie.

Doch nicht nur an Sexuaufklärung mangelt es, Bildung insgesamt ist ein Problem für die Leute, die aussteigen wollen. Meistens haben sie nicht mehr als eine Grundschulausbildung vorzuweisen. Der Mathematikunterricht geht nicht weiter als bis zum kleinen Einmaleins, Naturwissenschaften stehen gar nicht erst auf dem Stundenplan. Das war auch für Schmuël, 26, ein Grund, sich der modernen Welt zuzuwenden.

Schmuël holt gerade die Schule nach und will anschließend Maschinenbau studieren. „Vor allem die Physik hat mich schon immer gereizt“, sagt er. Schmuël ist glücklich in seinem neuen Leben. Doch es gibt immer wieder Momente, in denen er schlechte Gedanken über sich selber hat, wo er fürchtet, einen riesigen Fehler gemacht zu haben. „Ich weiß eigentlich, dass es nicht wahr ist“, sagt er, „aber so bin ich aufgewachsen, man hat mir beigebracht, dass es nur einen richtigen Weg gibt, zu leben“. Und es sei gruselig zu realisieren, dass die Welt eben nicht aus Gut und Böse besteht, sondern eine große, komplizierte Grauzone ist.

Miri hat sich lange nach einer Welt gesehnt, die ihr mehr als Schwarz und Weiß bieten würde. Vor vier Jahren verließ sie ihre Gemeinde, weil sie dort keinen Platz für sich sah. Sie hat Sommersprossen, ein fröhliches Lächeln und ist mehrfach tätowiert. Eine Tätowierung zeigt ein Mädchen, das aus einem Riss hervorschaut. Ein Symbolbild für sie selbst, die ihren Horizont durchbrochen hat. „Es fühlt sich an wie neugeboren sein. Wie ein Baby muss man alles von Neuem lernen. Ohne die Unterstützung von Freunden oder der Familie.“

Miri ist noch immer gläubig, aber Angst vor Gott hat sie nicht. „Er hat uns nicht auf diese Welt gebracht, damit wir leiden“, sagt sie. „Gott wird mich verstehen.“ Sie arbeitet als Erzieherin im Kindergarten. Am liebsten würde sie irgendwann ihren eigenen gründen. Religionsgeschichte

würde sie den Kindern dort beibringen, aber auch, was Evolution ist. Mit dem Kreationismus, der Schöpfungsgeschichte wörtlich nimmt, ist es bei ihr ein für alle mal vorbei.

Zweifel an der Richtigkeit des Ausstiegs haben viele junge Menschen gelegentlich. Auch, weil er bedeutet, plötzlich für alles alleine verantwortlich zu sein. Die Organisation Hillel fängt Hilfesuchende zwar auf, vergibt aber nur in wenigen Fällen Geld oder Stipendien. „Sie müssen lernen, mit der realen Welt klarzukommen“, sagt Yael, eine Mitarbeiterin der Organisation. „In ihrem alten Leben spielte Geld keine Rolle, sie haben nie gelernt, es selbst zu verdienen oder damit umzugehen.“ Anfangs arbeiten deshalb viele als Kellner oder in Call-Centern und holen nebenbei die Schule nach.

So sehr die Vier ihre neugewonnene Freiheit lieben, sie bedeutet auch, dass sie ihr altes Leben hinter sich lassen müssen. Oft wollen die Familien

Die Aussteiger sind häufig schlecht vorbereitet. Ihr Mathe-Unterricht hörte beim Einmaleins auf.

mit den Aussteigern nichts mehr zu tun haben. Mushky hat vier Geschwister und 16 Neffen und Nichten. Sie sieht sie so gut wie nie, weil ihre Geschwister Angst haben, sie könnte die Kinder verderben. Schmuël sieht seine Familie zwar noch, sie reden aber nie über sein neues Leben. Sarah hingegen ist sich nicht einmal sicher, ob ihre Eltern sie heute auf der Straße erkennen würden. Das macht viele Aussteiger einsam.

Manchmal kann dieses Gefühl überwältigend sein. Miri erinnert sich an letzten Herbst. Ihr Vater, ein bekannter Rabbiner, war zu der Zeit in Rumänien. Er hatte die ganze Familie zu einem jüdischen Feiertag eingeladen. Alle außer Miri. Er sagte, dass er keine säkulare Person bei sich haben könne, weil er eine wichtige religiöse Funktion habe. Am Feiertag ging sie spazieren und sah eine Familie, die fröhlich beisammen saß. Sie sagt, es habe ihr das Herz gebrochen. Gleichzeitig versteht sie ihren Vater. „Es wird als persönliche Niederlage für einen Rabbiner angesehen, so eine Tochter zu haben“, sagt sie. „Und in dieser Welt gilt nur der Schein.“

Einer Scheinwelt, die sie endgültig verlassen hat.